

Sein Ende vorausahnend hatte der Wendenkönig Freunde, Gefolgsleute und Priester um sich versammelt. Vor den Augen seiner Getreuen soll sich der Körper des kinderlosen Fürsten während der untergehenden Sonne in ein Nichts aufgelöst haben. Je schwächer die Sonne wurde, desto dunkler sei das Umfeld erschienen. Schließlich griff eine blaue Flamme um sich, breitete sich aus und versank nach einiger Zeit sachte im Hügel. Der Berg glühte anschließend längere Zeit bläulich.

Die *Panuschka* liegt am Nordrand der Lieberoser Heide. Spätheimkehrer wollen dort an Juniabenden einen bläulichen Schimmer gesehen haben. Wenn man an dieser Stelle vorbeikommt und ein Kribbeln in Händen und Füßen verspürt, sich gar die Nackenhaare sträuben, dann ist der Geist des Wendenkönigs gegenwärtig. Überläuft den Wanderer gar eine Gänsehaut, so kann man seiner Sache hundertprozentig sicher sein.

Stimmt alles nicht, weiß ein anderer Sagenforscher zu berichten. Der letzte Wendenkönig sei noch inkognito dem Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm (1620–1688) begegnet. Krone und Zeppter wurden jedoch verborgen. Heimlich huldigten die Spreewaldbewohner dem Herrscher und entrichteten ihm Tribut in Naturalien. Als Friedrich Wilhelm auf der Durchreise war, fiel ihm ein stattlicher Wende auf. Diesem seien alle Einheimischen mit großer Ehrfurcht begegnet. Das erregte die Neugier des brandenburgischen Herrschers, der si-

cher keine Konkurrenz geduldet hätte. Die Aufmerksamkeit des Kurfürsten entging einem alten Bauern nicht. Flugs ergriff der Alte einen Stock und verprügelte den Stattlichen so, wie man einen leibeigenen Knecht straft. Kein Herrscher hätte sich derartige Schläge gefallen lassen. Wer geschlagen wird, so die Logik, kann nicht edlen Blutes sein. Auf diese Weise hätte der alte Wende geschickt seinen heimlichen Fürsten vor Friedrich Wilhelm geschützt.

Ich lade Sie, liebe Leser, gern zu einer Wanderung nach den sagenhaften Orten ein. Kommen Sie ruhig mit! Glauben Sie, mir, jede Sage enthält ein Körnchen Wahrheit. Ob wir allerdings das Grab des letzten Wendenkönigs finden werden, kann ich Ihnen nicht versprechen.

#### Literatur:

- Berend, Horst; Chasot, Friedrich-Karl von: Märchen und Sagen für Kinder aus Berlin und der Mark, Berlin o. J.  
Drewitz, Ingeborg: Märkische Sagen, München 1992.  
Kuhn, Adalbert: Märkische Sagen und Märchen, Berlin 1937.  
Kunzendorf, Paul: Sagen der Provinz Brandenburg, Cottbus 1911.  
Richter, Hans-Peter: Zur frühmittelalterlichen Entwicklung Lübbenaus und des Spreewaldes. In: Geschichte und Gegenwart des Bezirkes Cottbus (Niederlausitzer Studien), Heft 18, Cottbus 1984.  
Schneider, Erich: Sagen aus Heide und Spreewald, Bautzen 1987.  
Veckenstedt, Edmund: Wendische Sagen, Märchen und abergläubische Gebräuche, Graz 1880.  
Wiesner Gerhard: Der Tod des letzten Wendenkönigs. In: Unsere Lausitz, Heimatbeilage der Lausitzer Landeszeitung vom 3. 3. 1925.

## Schötzens Stein

### Ein Findling auf kargem Dünenboden

ROLF RADOCHLA

An der Grenze des Spree-Neiße-Kreises zum Landkreis Dahme-Spreewald liegt mitten im Wald auf sandigem kargem Dünenboden, unweit eines Wegesterns, *Schötzens Stein*, ein Findling, der dort anscheinend nicht hingehört und über den deshalb einst Sagen<sup>1</sup> erzählt wurden.

Eigentlich soll er wesentlich weiter nördlich gelegen haben, doch Graf von Houwald wollte listig seine Herrschaft vergrößern. Er befahl den Byhleguhren, den Stein auf Tragestangen zu laden und nach Süden fortzutragen, soweit ihre Kräfte reichten. Als die erschöpften Träger ihre unsägliche Last endlich fallen ließen, war der Graf hoch zufrieden, stellte ein Bein auf den Stein und rief: „Hier, hier ist jetzt meine Grenze“. Und das ist sie noch heute – als Kreisgrenze. Die Träger sollen mit zwei Tonnen Freibier belohnt worden sein.<sup>2</sup>

Die zweite Sage erzählt, wie der Stein

<sup>1</sup> Die Sagen habe ich dem wunderbaren Flurnamenbuch von Gotthold Schwela entnommen und sie hierfür etwas abgewandelt und neu gemixt. Gotthold Schwela: Flurnamen des Kreises Cottbus-Land, 1958, Akademieverlag Berlin. S. 159 Schmogrow, S. 168 Drachhausen

<sup>2</sup> Könnte daraus nicht ein Wettbewerb der jungen Männer umliegender Dörfer werden, vielleicht um zwei Fass Bier?

überhaupt in die Gegend kam. Wie so oft, wenn die Menschen früher mit einer scheinbaren Unordnung, einem Widerspruch konfrontiert wurden, musste der Teufel dafür verantwortlich sein.

Als die Hiesigen sich zum Christenglauben bekehren ließen und Kirchen für ihren neuen Gott bauten, war das dem Teufel gar nicht recht. Besonders ärgerte ihn das Glockenleuten der neuen Kirche in Drachhausen. Das wollte er nicht mehr hinnehmen und warf Steine nach dem Glockenturm. So auch *Schötzens Stein*, diesen sogar als ersten. Wütend und noch nicht richtig wach nach gestörtem Mittagsschlaf warf er den Stein zu kurz und er landete im Wald nördlich von Schmogrow. Vor Schreck über das Ungeschick entfiel ihm der zweite Stein an Ort und Stelle. Der blieb in der *Dubrawa* liegen. Der dritte und



ALLE FOTOS: ROLF RADOCHLA



vollbrachtem Tagewerk gern darauf aus. War 's ihm gut gelungen, klatschte er gewöhnlich mit der flachen Hand auf den Stein. Das runde Loch, eigentlich eine Vertiefung, in dem immer Wasser steht, soll so entstanden sein.

Es wird auch gesagt, dass *Schötzens Stein* viel größer gewesen sein soll, man jedoch zur Preußenzeit ihn in zwei Teile sprengte. Der eine Teil blieb hier, den anderen verbrachte man nach Bahnsdorf bei Beeskow, wo daraus ein Denkmal für den Obersten der Feuerwehr wurde, den man *Vater Tiets* nannte.

größte traf den Kirchturm, zerstörte ihn und versank auf dem Kirchhof. Darum soll die Drachhausener Kirche statt des Glockenturms lange Zeit ein hölzernes Glockenhäuschen gehabt haben. Man zerschlug später den Stein und pflasterte mit den Bruchstücken die Dorfstraße, erzählt die Sage.

Wenige Schritte entfernt vom Stein findet man einen düsteren Tannenfleck, dessen Äste gespenstisch bis zum Boden reichen. An seinem Rande stehen zwei uralte Eichen, eine davon mit ausladendem starken Aste, so wie man sich die altzeitlichen Hängebäume vorstellt. Kein Wunder, dass man glauben könnte, dass es dort nachts *scheecht* oder der *Nachtjäger* hier seinen Strich hat. Doch das ist eine andere Geschichte.

An unserem Stein kann man, genau hingeschaut, die Spuren der Teufelskralle ausmachen, die sich beim Abwurf desselben in den Stein grub. Als es noch keine Glocken gab, ruhte der Teufel nach



---

---

## Die Sage vom „schwarzen Berg“

Geschichten und Sagen aus Raddusch

MANFRED KLICHE

In dem Ort Raddusch, der unmittelbar am Rande des Oberspreewaldes liegt, gibt es inmitten der flachen Spreewaldlandschaft eine Erhebung, die 65 Meter über den Meeresspiegel hinausragt. Diese Erhebung wird seit jeher im Volksmund der *Schwarze Berg* genannt.

Wie kommt es zu dieser Bezeichnung, obwohl der Berg nur aus ganz weißem Sand besteht? Der Sand wurde unter anderem auch beim Aufbau der beiden Kraftwerke Lübbenau und Vetschau als Filterkies verwandt.

Im Volk geht die Sage um, dass vor vielen, vielen hundert Jahren ein böser Riese hier sein Unwesen getrieben haben soll. Der Riese richtete in der ganzen Gegend schweren Schaden an und vergrößerte durch sein Unwesen die Not und das Elend der hier lebenden Sorben. Keiner konnte etwas gegen den Riesen ausrichten. Angst und Schrecken herrschten unter den Menschen.

Einer der jungen Sorben aus der Siedlung ging zu dieser Zeit auf Wanderschaft ins weite Land und erlernte das Schneiderhandwerk. Als einige Jahre vergangen waren, kehrte er in seine Heimat zurück. Unterwegs hörte er bereits vom Treiben des Riesen. Er wollte den Bewohnern seines Dorfes helfen.

Kurz bevor er in Raddusch eintraf, begegnete der junge Schneider dem Riesen. Er legte sich mit dem Riesen an und beide gerieten in einen Streit. Der Schneider, der lange Zeit im Flachland gewandert war und viel Sand in seinen Stiefeln trug, glaubte, mit dem Riesen eine Wette eingehen zu können. Er sprach ihn frech an:

„Du, Großer, wer bist du schon, der die Menschen ängstigt. Ich habe die ganze Welt gesehen und der ganze Sand, den ich in meinen Stiefeln trage, wird dir zeigen, wie weit ich die Welt kenne!“

Darauf hin begann der Riese laut zu lachen. Der Schneider glaubte, sein Ziel erreicht zu haben. Er forderte den Riesen heraus, mit ihm eine Wette einzugehen. Der Streit zwischen beiden war so groß, dass viele Einwohner des Dorfes zum Ort der Handlung gekommen waren. Sie alle erlebten den Abschluss der Wette, als der junge Schneider zum Riesen sprach:

„Wer von uns beiden mehr Sand in den Stiefeln hat, der kann hier in dieser Gegend bleiben. Wer aber weniger Sand in den Stiefeln hat, der muss diese Gegend verlassen und sich eine neue Heimat suchen!“